

*Frank Horstmann*

## **Geburt, Jagd und Krieg in steinzeitlichen Felsritzungen**

Auf der ganzen Welt lassen sich abstrakte Zeichen in Felsritzungen aus der Steinzeit oder späteren Epochen entdecken. Einige Grundelemente dieser Zeichensysteme lassen sich später auch in den ersten Schriftsystemen finden. Ursprünglich werden diese Zeichen aber keine Bedeutung als Buchstaben gehabt haben, sondern sollten Kennzeichen sein für bestimmte Objekte, komplexe Verhaltensweisen oder Gedankenvorstellungen. Ich möchte im folgenden zuerst zeigen, daß sich früheste Felsgravuren mit einem Geburtsthema verbinden lassen. Anhand einiger jüngerer Felsbilder wird dann auf einen Zusammenhang zwischen dem Themenkomplex "Jagd / Krieg" und der Geburt hingewiesen.

In prähistorischen Kultäußerungen ist immer wieder das Phänomen der "Näpfchen" oder "Becherabdrücke" zu beobachten. Das sind im allgemeinen kleine runde Vertiefungen mit einem durchschnittlichen Umfang von 4-6 Zentimetern, die in Felswände oder spezielle "Schalensteine" geschlagen wurden (Abb.1)<sup>1</sup>. Obwohl die Diskussion in der Prähistorik noch nicht als abgeschlossen gelten kann, von welchem exakten Zeitpunkt an die Menschen ihren Gedanken durch Kunstobjekte Ausdruck verliehen haben, kann doch behauptet werden, daß sich das Motiv der Näpfchen sowohl in den frühesten Fundstätten, als auch in allen folgenden Perioden finden läßt.<sup>2</sup>

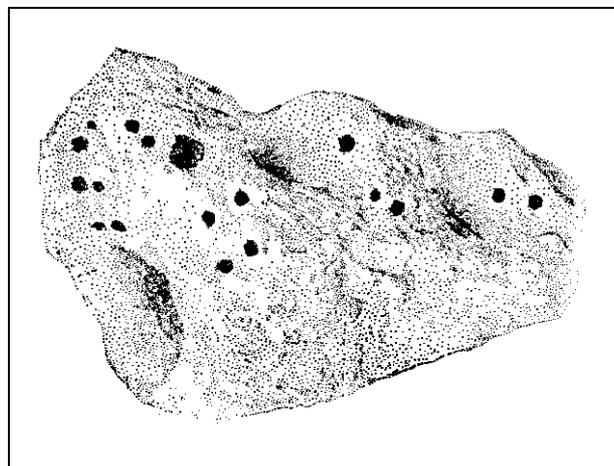


Abbildung 1

<sup>1</sup> Emmanuel Anati, *Felsbilder*. Zürich 1991, S. 42.

<sup>2</sup> Anati, S. 198.

Die Ausführung dieser Vertiefung hat über Jahrtausende bei unterschiedlichsten Kulturgruppen keine auffälligen Veränderungen erfahren. Trotzdem halte ich es nicht für zwingend notwendig, daß allen Näpfchen bei ihrer Herstellung eine gleichartige Symbolbedeutung zugeordnet war. Wohlmöglich sollten in einigen Fällen nicht vorrangig geistige Inhalte vermittelt werden: Diese einfache Form der Felsgestaltungen könnte auch unbeabsichtigt durch den Gebrauch von Schlagwerkzeugen entstanden sein, oder sollte vielleicht als Reviermarkierung oder als Lockfutterbehälter bei der Jagd dienen.<sup>3</sup>

Interessanterweise lassen sich diese Becherabdrücke wiederholt in Bezug zu Geburts- oder Fruchtbarkeitsriten setzen. Bei den Pomo-Indianern in Nordamerika wurden Näpfchen oder Rillen in einen "Baby-Stein" geritzt, der gegen Unfruchtbarkeit wirken sollte.<sup>4</sup> In der Bretagne und der Normandie sollen Bäuerinnen, denen der Nachwuchs versagt blieb, Butter oder Honig in Schalengruben gestrichen haben, um durch dieses Opfer ein Kind zu bekommen.<sup>5</sup> In Deutschland war der Volksglaube um die Näpfchen so tief eingewurzelt, daß sogar die christlichen Kirchen darauf Rücksicht nahmen (Abb. 2)<sup>6</sup>. Beim Bau der St. Gotthardskirche zu Brandenburg wurden eigens zwei Sandsteinquader in das Portalgewände gefügt, an denen die Bevölkerung Näpfchen und Rillen auswetzen konnte. Der Steinstaub aus solchen Schalen sollte ein Mittel sein, das jungen Eheleuten Kindersegen sicherte.<sup>7</sup> Die Schalengruben vieler Steinflächen auf Hawaii, die man dort "Piko-Löcher" nennt, hängen eng mit der menschlichen Geburt zusammen. In ihnen wurden Teile der Nabelschnur von Neugeborenen als Opfergabe deponiert, um den Wunsch für ein langes Leben des Kindes auszudrücken (Abb. 3).<sup>8</sup>

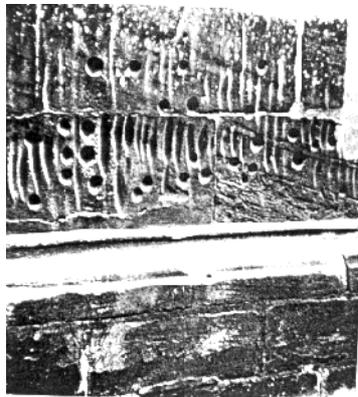


Abbildung 2

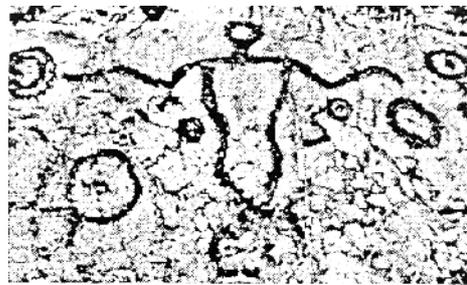


Abbildung 3

<sup>3</sup> Felix R. Paturi, *Zeugen der Vorzeit*. Düsseldorf 1976, S.155.

<sup>4</sup> Chen Zhao Fu, *China - Prähistorische Felsbilder*. Zürich 1989, S. 178.

<sup>5</sup> Dietrich Evers, *Felsbilder - Botschaften der Vorzeit*. Leipzig 1991, S. 114.

<sup>6</sup> Sibylle von Cles-Reden, *Die Spur der Zyklopen*. Köln 1960, S. 304.

<sup>7</sup> Sibylle von Cles-Reden, *Die Megalith-Kulturen*. Köln 1960, S.309.

<sup>8</sup> J. Halley Cox, Edward Stasack, *Hawaiian Petroglyphs*. Honolulu 1970; Abb. auf S. 15.



Abbildung 4



Abbildung 5

Die frühesten Felsritzungen, bei denen abstrakte Punkte und Linien zweifellos einen Sinngehalt erkennen lassen, sollen den weiblichen Unterleib wiedergeben. Diese "Vulvaporträtts" sind vielfach von Becherabdrücken (Abb.4)<sup>9</sup> umgeben, und vereinzelt wird dabei auch der Gebärmuttermund durch ein Näpfchen symbolisiert. Das Vulvamotiv ist eine gezielte naturverbundene Wiedergabe von Objekten, und möglicherweise war früher auch schon allein stehenden Näpfchen dieser Sinngehalt zugeacht.

Sowohl die Gewinnung von Steinmehl als auch die abstrakte Darstellung einer Vulva durch ein Näpfchen kann dabei zu den sogenannten *Schalensteinen* geführt

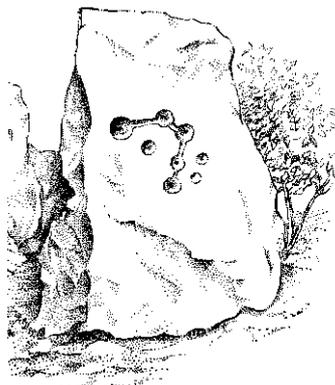


Abbildung 6



Abbildung 7

<sup>9</sup> Anati (a.a.O.), S. 93.

haben, die sich auf allen bewohnten Kontinenten finden lassen (Abb. 5-6)<sup>10</sup>. In Pommern galten Schalensteine als "Schwanenstein" oder "Adebarstein", in der Schweiz hieß es, daß die kleinen Kinder von den Schalen herkommen.<sup>11</sup> In ihrer Form und Größe ähneln diese Steine oft Felsbrocken, die in Teilen von Afrika heute noch von Frauen während der Wehen benutzt werden<sup>12</sup>, um durch einen wiederholten Stellungswechsel des Körpers den Geburtsverlauf positiv zu beeinflussen (Abb. 7)<sup>13</sup>.

Schalensteine könnten in frühen Kulturen die gleiche Funktion gehabt haben. Falls an einem Stein wiederholt leichte und glückliche Geburten stattfanden, könnte die

Bevölkerung danach den Stein als besonders hilfreich empfunden haben. Ein Glaube, daß sich hilfreiche magische Kräfte in dem Stein befinden, würde einen Erklärungsansatz liefern, warum wiederholt Steinmehl aus ihm heraus geschlagen wurde. Die Becherabdrücke könnten aber auch als Dankeszeichen für eine gute Geburt gedient haben.

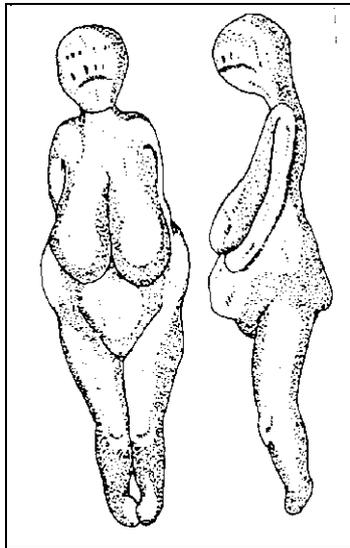


Abbildung 8

Genau wie die Vulvazeichen lassen sich auch die ersten räumlich geformten Darstellungen des menschlichen Körpers, sogenannte "Venus-Statuen", mit dem Themenkomplex der Geburt in Zusammenhang bringen (Abb. 8)<sup>14</sup>. Bei diesen kleinen Handfiguren werden besonders die Brust, der Bauch- und Unterleibsbereich von schwangeren Frauen dargestellt. In all diesen steinzeitlichen Objekten werden die porträtierten Frauenkörper offensichtlich von außen betrachtet.

Eine psychohistorische Betrachtung steinzeitlicher Kulturäußerungen, die sich an Lloyd deMause orientiert, dürfte allerdings eher die Wiedergabe von *vorgeburtlichen* Wahrnehmungen, auch visueller Art, erwarten. In den "Grundlagen der Psy-

<sup>10</sup> Abb. 5: Robert F. Heizer, Martin A. Baumhoff, *Prehistoric Rock Art of Nevada and Eastern California*. Berkeley 1962, Plate 1a; Abb. 6: Carlo Gay, "Paleolithic and Megalithic traits in the Olmec Tradition of Mexico"; in: *Almogaren II.*, Hallein 1971, S. 75.

<sup>11</sup> Evers, a.a.O., S. 114.

<sup>12</sup> Lieselotte Kuntner, *Die Gebärdung der Frau*. München 1985, S.132.

<sup>13</sup> Lieselotte Kuntner, "Geburtshilfe außerhalb des Krankenhauses in traditionellen Gesellschaften"; in: *Curare* Sonderband 8, Berlin 1995, S. 132.

<sup>14</sup> Marija Gimbutas, *Die Sprache der Göttin*. Frankfurt a.M. 1995; S. 142.

chohistorie"<sup>15</sup> erläutert deMause ein Modell, nach dem sich pränatale Wahrnehmungen in den rituellen Handlungen aller Kulturen wiederfinden lassen. Das "fötale Drama" bezeichnet dabei eine Abfolge von vier komplexen Grundzuständen, die vom Fötus universell erlebt werden und aus denen sich später die Hauptszenarien für Gefühlsausbrüche ableiten lassen, welche in Ritualen wiederaufgeführt werden. Sie lassen sich als Zustände der "ernährenden Plazenta", der "vergiftenden Plazenta", des "kosmischen Überlebenskampfes" während der Geburt und der anschließenden "Befreiung" bezeichnen. Er erwähnt in dem Aufsatz "Die fötalen Ursprünge der Geschichte"<sup>16</sup> verschiedene Rituale, in denen die Plazenta eine große Bedeutung hat, und Beispiele, wie dieses Organ in Legenden oder in abstrakte Zeichen umgestaltet wird. Ich stimme ihm zu, daß vorgeburtliche Wahrnehmungen sich facettenreich in Kultäußerungen widerspiegeln. Denn es dürfte inzwischen als erwiesen angesehen werden, daß der Fötus fähig ist, vorgeburtliche Reize aufzunehmen, sich also sehr wohl auch ein Bild seiner Mutter "von innen" machen kann. Dieses Bild beschränkt sich meiner Meinung nach aber im visuellen Bereich auf die Wahrnehmung des Uterus als "Rotlichtmillieu", in dem die Plazenta als einzelnes Objekt nicht mit den Augen erfaßt werden kann. Für mich ist die kulturelle Beachtung der Plazenta viel stärker mit postnatalen Beobachtungen der Geburtshilfe verknüpft. Die Plazenta muß im Modell des "fötalen Dramas" zwar als ein wesentlicher Teilaspekt der fötalen Umwelt bezeichnet werden, der Begriff "ernährender / vergiftender Uterus" würde für mich in diesem Modell aber besser die ganzheitlichen Wahrnehmungen des Fötus widerspiegeln.

Wenn wir einem Fötus in den letzten drei Monaten der Schwangerschaft die gleichen sinnlichen Fähigkeiten zusprechen, wie sie an Frühgeborenen zu beobachten sind, ergibt sich folgendes Bild.

Der fötale Organismus kann hören, tasten und mit seinem Gleichgewichtsorgan Bewegungen registrieren. Gleichzeitig besitzt er alle Voraussetzungen, um zu riechen, zu schmecken und zu schreien. Aber nicht alle Fähigkeiten können im mit Fruchtwasser gefüllten Mutterleib ausgeführt werden. Der Kehlkopf kann zum Beispiel unter Wasser keine Schallwellen erzeugen und die Nase nicht riechen. Die fötalen Augenlider können lange nicht geöffnet werden, weil sie im Wimpernbereich zusammengewachsen sind. Eine genaue Zeitbestimmung, wann im Uterus eine Trennung der Augenlider normalerweise stattfindet, habe ich in der Literatur nicht gefunden. Die Angaben schwanken zwischen dem 6. und dem 8. Monat.<sup>17</sup> Aber ich habe eine genauere Angabe über den Zeitpunkt gefunden, von dem an die Augenpupillen reflexartig auf eine Veränderung der Lichtverhältnisse reagieren. Das soll

---

<sup>15</sup> Lloyd deMause, *Grundlagen der Psychohistorie*. Frankfurt 1989. Neuauflage unter d. Titel "Was ist Psychohistorie?", Gießen 2000.

<sup>16</sup> deMause, a.a.O., S. 230-350.

<sup>17</sup> Siegfried Lorenz, *Wie das Leben des Kindes schon im Mutterleib geformt wird*. Egelsbach 1993, S. 16; Claude Edelman, *Die ersten Lebensstage*. Düsseldorf 1971, S. 68; Thomas Verny / Pamela Weintraub, *Das Leben vor der Geburt*. München 1992, (widersprüchliche Angaben, S. 184 : 6. Monat "Augenlider öffnen und schließen sich", S.230: 8. Monat "die Augenlider sind nicht mehr miteinander verbunden"); Miriam Stoppard, *Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt*. Ravensburg 1993, S.71.



Abbildung 9

einer Schwangeren fallen, damit es vom Fötus wahrgenommen wird. Ab der 35. Woche würde der Fötus damit die visuellen Fähigkeiten besitzen, seine uterine Umwelt zu erblicken. Aber er dürfte zu diesem Zeitpunkt schon gar keinen Platz mehr haben, um einzelne Objekte differenziert zu betrachten, da durch die inzwischen eng anliegende mütterliche Hülle seine Sicht ständig auf wenige Zentimeter beschränkt wird. In früheren Entwicklungsstadien hätte der Fötus bei genügend Licht vielleicht freie Sicht gehabt, aber da waren seine Augen noch verschlossen.

Schon im embryonalen Entwicklungsstadium (8. Schwangerschaftswoche) lassen sich Reaktionen auf Berührungen beobachten. Ich glaube, daß *Tastwahrnehmungen* es erst ermöglichen, zwischen dem eigenen Körper und einer umgebenden Hülle zu unterscheiden. Immer, wenn sich der Fötus selbst berührt, z.B. Hand und Fuß, dann werden an *zwei* Körperpunkten Nervenzellen gereizt und die davon ausgehenden Reizsignale *gleichzeitig* ans Gehirn weitergeleitet, während die Reizung der fötalen Nervenzellen nur an *einem* Punkt stattfindet, wenn die Hülle berührt wird. Ab der 16. Woche soll das Tastgefühl dann schon so weit entwickelt sein, daß der Fötus unterschiedliche Oberflächenstrukturen wahrnehmen kann.<sup>20</sup> In einer Ultraschallaufnahme (Abb. 9) ist ein Fötus zu sehen, der in der 22. Woche mit der Hand über die Plazenta streicht.<sup>21</sup> Das hervortretende pulsierende Adergeflecht der Plazenta dürfte sich zu diesem Zeitpunkt deutlich von einer vergleichsweise glatten Oberfläche wie der gestrafften mütterlichen Bauchwand unterscheiden.

Wenn sich in steinzeitlichen Höhlen und an Felsplatten nun ganze Wände finden lassen, deren Oberflächen mit tief eingravierten Strichen und Linien verziert sind,

<sup>18</sup> Gerhard Martius (Hrsg.), *Hebammenlehrbuch*. 5. Auflage, Stuttgart 1990, S. 627.

<sup>19</sup> Miriam Stoppard, *Die ersten Lebenswochen*. Ravensburg 1990, S.25.

<sup>20</sup> Stoppard 1993, a.a.O., S.70.

<sup>21</sup> Christof Sohn (Hrsg.), *Ultraschall in Gynäkologie und Geburtshilfe*, Stuttgart 1995, Abb. 6.5-47.

ab der 35. Schwangerschaftswoche der Fall sein. Gleichzeitig sind die Augenbewegungen häufig noch unkoordiniert<sup>18</sup>, und wenn Gegenstände scharf erfaßt werden, dann nur in einem Augenabstand von 20 bis 25 cm.<sup>19</sup> Der Uterus ist sicherlich weit davon entfernt, als ewige schwarze Höhle wahrgenommen zu werden. Vielmehr kann an strahlenden Sonnentagen, selbst durch die Bekleidung, genügend Licht in die Bauchhöhle

dann müssen diese Kultäußerungen nicht ausschließlich als *sichtbares* Zeichen geplant gewesen sein (Abb. 10-11)<sup>22</sup>. Auch wenn wir diese Zeichen heutzutage vorrangig *ansetzen*, könnten sie ursprünglich vielmehr als *abtastbare* Zeichen gedient haben. Das Phänomen, daß Kultgegenstände in Ritualen auch vorrangig abgetastet werden, läßt sich in Australien nachweisen. Dort werden von Aborigines Steinscheiben aufbewahrt, die mit tief eingravierten Linien verziert sind.



Abbildung 10



Abbildung 11



Abbildung 12

Die einzelnen Scheiben sind jeweils mit einer Legende verbunden, die von den eingeweihten Männern anlässlich bestimmter Rituale erzählt wird, wenn sie die mit Fett und Blut getränkte Scheibe abtasten.<sup>23</sup> Obwohl die eingravierten Zeichen auch deutlich sichtbar sind, haben sie anscheinend keine visuelle Aussage, sondern richten sich *nur* an den Tastsinn (Abb. 12)<sup>24</sup>. Die australischen Ureinwohner erklären derartige rituelle Handlungen mit Vorgängen, die sich in einer mystischen Vorzeit, der sogenannten "Traumzeit", abgespielt haben. In ihren Ritualen sollen eingeweihte Männer die früheren Hand-

<sup>22</sup> Abb. 10: Jean McMann, *Rätsel der Steinzeit*. Augsburg 1989, S. 69. Abb. 11: Marie E. P. König, *Am Anfang der Kultur*. Ullstein Kunstbuch (o.J.), S. 204.

<sup>23</sup> Otto Zerries, *Das Schwirrholtz*. Stuttgart 1942, S. 16-17.

<sup>24</sup> R. M. Berndt, *Australian Aboriginal Religion*. Leiden 1974; Plate 51.

lungen nachstellen. Die mystische Traumzeit soll aber nicht identisch sein mit den Schlafträumen, die sie als Erwachsene haben. Der Begriff "Traumzeit" ist eine Wortschöpfung, die am Anfang des 20. Jahrhunderts zuerst von Ethnologen benutzt wurde. Diese Ethnologen sind höchstwahrscheinlich nie davon ausgegangen, daß sich die Traumzeit auf vorgeburtliche Erlebnisse beziehen kann. Inzwischen gibt es aber Untersuchungen, die belegen, daß sich die Schlaf- und Wachzustände von Föten in einem Punkt wesentlich von denen unterscheiden, die im späteren Leben auftreten.

Das Gehirn erzeugt in seiner normalen Funktion winzige elektrische Ströme, die sich auf der Kopfhaut messen lassen. Anhand derartiger Hirnstrommessungen ist es möglich, zu unterscheiden, ob eine Person wach ist, sich im Tiefschlaf befindet oder träumt. Denn jeder dieser Bewußtseinszustände zeichnet sich durch spezifische Wellenmuster aus. Der erste erkennbare Bewußtseinszustand, der sich bei Frühgeborenen aufzeigen läßt, ist der REM-Schlaf, der sich durch ein Wellenmuster auszeichnet, das für Traumphasen typisch ist. Während eine 20-jährige Person mit einer täglichen Schlafzeit von 8 Stunden durchschnittlich mehrere minutenlange Traum- (REM-Schlaf-)phasen hat, befindet sich ein Fötus in den letzten 3 Schwangerschaftsmonaten anscheinend sogar *stundenlang* in Traumphasen.<sup>25</sup> Ein termingerechtes geborenes Baby schläft 16 bis 18 Stunden am Tag, die Hälfte davon ist immer noch REM-Schlaf. Es scheint sich also 1/3 der Tageszeit mit Träumen zu beschäftigen. Offensichtlich haben wir schon gelernt zu träumen, bevor wir auf die Welt kamen. Welche Funktion die unterschiedlich ausgeprägten Traumphasen in der Entwicklung haben, ist auch in der Schlaf- und Hirnforschung nicht vollständig geklärt. Aus meiner Sicht könnten zeitlich erweiterte Schlaf- und Traumphasen es dem Fötus erleichtern, schmerzliche Schwankungen der Sauerstoff- und Nährstoffversorgung zu ertragen, wie sie im Modell des fötalen Dramas vermutet werden.

Allerdings dürften traumatische vorgeburtliche Erlebnisse nicht vollständig verschlafen oder verträumt werden. Die in allen Kulturen zu findende Faszination für das *Feuer*, die sich in der christlichen Mythologie wohl am deutlichsten in einer imposant ausgeschmückten Vorstellung der Hölle widerspiegelt, korrespondiert für mich deutlich mit den Wahrnehmungen, die ein Fötus gegen Ende der Schwangerschaft während seiner Wachphasen machen kann, nämlich in einem rotleuchtenden Raum eingesperrt zu sein und Mangel zu leiden. Genauso wie man die christliche Phantasie der Hölle als Verklärung von vorgeburtlichen Erfahrungen deuten kann, läßt sich die Phantasie eines strahlend weißen Himmels, in dem Milch und Honig fließen und die Wesen fliegen, als Verklärung von Erfahrungen deuten, die im ersten Jahr *nach* der Geburt gemacht werden können. Das vom Neugeborenen wahrgenommene Licht ist nicht rot gefiltert, es gibt Muttermilch zu trinken, und solange das Kind nicht laufen kann, wird es immer wieder aufgehoben und getragen, was den Eindruck von Schweben erzeugen kann.

---

<sup>25</sup> J. Allan Hobson, *Schlaf*. Bibliothek Spektrum der Wissenschaft, Bd. 25, Heidelberg (o.J.), S. 80-101.

Nach meiner Interpretation geben die "Hemisphären" Himmel und Hölle also nur in verklärender Weise "Einbildungen" wieder, die wir schon am Anfang des Lebens kennengelernt haben, und nicht Zufluchtsorte, denen wir angesichts des Todes gegenüberstehen. Wir hätten dann den Uterus nicht nur als Hort ewiger Freude kennengelernt, in den es sich lohnt zurückzuziehen, sondern zeitweilig als pränatale Hölle, in der wir wiederholt von gewaltigen Schmerzempfindungen erfaßt wurden. Diese Schmerzzustände haben eine Traumatisierung zur Folge, die für unsere Wahrnehmungen im späteren postnatalen Himmel prägend bleibt. Wiederholt im Leben zu erfahrende Momente größter Angst würden dann fälschlicherweise mit dem Tod assoziiert. Die sprachlosen, verwirrten Spannungszustände fiebriger Erregung bei gleichzeitigem krampfhaften, hilflosen Verharren des Körpers in einer "Schreckstarre" spiegeln keine "Todesangst" wieder, sondern sind Reminiszenzen an Reaktionsmuster, von denen Föten schon in vorgeburtlichen Streßsituationen erfaßt wurden. Wir fürchten unbewußt viel weniger eine Begegnung mit dem Unbekannten, wie z.B. dem Tod, als eine Wiederholung der ins Unbewußte verbannten Erlebnisse, wie der Geburt.

In dem Buch *"Blutrituale — Ursprung und Geschichte der Lust am Krieg"*<sup>26</sup> vertritt Barbara Ehrenreich die Position, daß keine der herkömmlichen kulturphilosophischen Theorien bisher ausreicht, um die Faszination an kriegerischer Gewalt zu erklären oder die komplexen Gefühle, die Menschen dazu bringen, Kriege als quasi-religiöse Rituale in Szene zu setzen. Sie stellt nun eine eigene "Theorie der Gefühle" vor, bei der es vor allem die blutigen Opferrituale der Vorzeit sind, die Hinweise auf das wahre Wesen des Krieges liefern sollen. Ihrer Meinung nach versucht der Mensch, in dem Seelentheater der Kriegs-Rituale eine Ur-Angst zu bewältigen, die sich aus der Erkenntnis ableitet, möglicherweise von übermächtigen *Raubtieren* als Opfer oder Beute gefressen zu werden.

In *"Die Erschaffung der Götter — Das Opfer als Ursprung der Religion"*<sup>27</sup> scheint Gunnar Heinsohn einen ähnlichen Theorieansatz zu verfolgen, wenn er vermutet, daß ein angstgeplagtes Erleben von *Umweltkatastrophen* die Menschen erst dazu angestoßen hat, *das Göttliche* zu kreieren. Bei ihm ist die Ur-Angst mit kosmischen Verheerungen des Himmels, umgestürzten Bergen und unter Wasserfluten begrabenen Landstrichen verbunden. Die Überlebenden von frühzeitlichen Vulkanausbrüchen, Überflutungen und Meteoriteneinschlägen hätten ihre Panik aber weder durch Flucht, Angriff oder Verhandlungen bewältigen können. *"Verstört und umdüstert fanden die Geretteten in solchen Situationen Halt bei einzelnen, archetypischen Priestergestalten, die einen therapeutischen Ausweg lieferten: Wie Kleinkinder ließen sie das ganze Gemeinwesen die überwältigenden Eindrücke heilend nachspielen."*<sup>28</sup>

---

<sup>26</sup> Barbara Ehrenreich, *Blutrituale*. München 1997.

<sup>27</sup> Gunnar Heinsohn, *Die Erschaffung der Götter*. Reinbek 1997.

<sup>28</sup> Heinsohn, ebd.

Beide, Ehrenreich und Heinsohn, setzen sich inhaltlich nicht direkt mit den psychohistorischen Theorien von deMause auseinander. Sie erwähnen ihn auch nicht in den Literaturlisten. Zumindest Heinsohn dürfte aber die Schriften von deMause kennen, da er sich in anderen Zusammenhängen schon sehr polemisch gegen deMause geäußert hat.<sup>29</sup> Vielleicht wollen sie auch einem Einwand vorbeugen, der sich aus dem Grundkonzept des fötalen Dramas ergibt: daß die von ihnen postulierten Ur-Ängste ebenfalls mit einem Geburtstrauma zusammenhängen. Die Angst vor großen Raubtieren, Erdbeben oder Flutkatastrophen kann sich erst Jahre nach, und nur in Verbindung mit, einer Reihe von mit der Geburt verbundenen Erlebnissen im Individuum entwickeln. Lange bevor wir als Kind überhaupt einen Unterschied zwischen einem Hasen und einem Tiger realisieren konnten, waren wir als Fötus ja schon wochenlang von einer eng anliegenden Hauthülle "verschluckt". In der Ur-Angst, verschluckt zu werden, spiegelt sich das Ur-Trauma, verschluckt gewesen zu sein. Die Angst, daß Kometen und Meteoritenhagel den Himmel blutrot verdunkeln könnten, steht mit dem Trauma in Verbindung, schon einmal in einer blutroten Umwelt eingesperrt gewesen zu sein. Die traumatische Wahrnehmung von Geburtwehen kann den Grundstock für eine Angst vor Erschütterungen und Erdbeben gelegt haben. Die Angst vor Flutkatastrophen ergibt sich aus dem Wunsch, nicht wieder vollständig vom Fruchtwasser eingeschlossen zu sein. Die kurzfristige Überwindung dieser *Ur-Ängste* in Ritualen kann Lust bereiten und führt zu den zwanghaften Gemeinschaftsspielen früher Kulturen, die *Krieg als Geburt* oder *Jagd als Geburt* heißen. Das Grundmotiv der aus einem Geburtstrauma entsprungenen zwanghaften *Lust an Krieg / Jagd* lautet: Töte das Biest, das dich umgibt, und du kannst erneut in ein Himmelreich gelangen. Das *Biest* ist dabei aber immer nur der Stellvertreter für die frühere uterine Umwelt, die im *Blutbad* der Geburt verlassen wurde.

Ein Bezug zwischen Jagd und Geburt läßt sich in vorgeschichtlichen Felszeichnungen auch wesentlich deutlicher aufzeigen als eine Bedrohung durch Raubtiere oder Umweltkatastrophen. Es gibt Jäger, die durch Linien mit anderen Personen verbunden sind. Eine gedankliche Verbindung mit der Nabelschnur drängt sich hier förmlich auf (Abb. 13)<sup>30</sup>. An anderer Stelle bilden schwangere Frauen den Hintergrund von Jagdbildern (Abb. 14)<sup>31</sup>. Es werden in Szenen auch Personen in Stellungen abgebildet (Abb. 15–16)<sup>32</sup>, die typisch sind für Geburtsdarstellungen

<sup>29</sup> Gunnar Heinsohn / Otto Steiger, *Die Vernichtung der weisen Frauen*. Herstein 1985; darin Teil B, Kapitel XII (Titel: Wie mogelt sich eine Kindheitsforschung à la deMause um die Wirklichkeit herum und warum ist sie so populär?) Dem Ansatz von deMause, daß es eine einfühlsame Kindeserziehung in der Menschheitsgeschichte erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit gibt, versucht Heinsohn dadurch zu begegnen, daß dann ja 38500 Jahre lang eine Kindererziehung vorgeherrscht haben muß, die weniger fürsorglich mit Kindern umgegangen ist — was Heinsohn anscheinend nicht für sozio-praktikabel hält. Warum soll es aber nicht auch *soziale* Erfindungen geben, die erst nach Jahrtausenden in der Menschheitsentwicklung zum Tragen kommen? Es gab ja vor 40 000 Jahren auch schon Feuer und Wasser, aber die Dampfkraft wurde erst in jüngster Zeit in hohem Maße genutzt.

<sup>30</sup> Leo Frobenius, *Die Felsbilder Fezzans*. Leipzig 1937, S. 45.

<sup>31</sup> H. Breuël, *Die Geburt der Kunst vor 40 000 Jahren*. Ausstellungskatalog, Frankfurt a.M. (o. J.), S. 46.

<sup>32</sup> Frobenius (a.a.O.), Tafel LXVII.

(Abb. 17)<sup>33</sup>. Die gejagten Tiere sind oft mit großen Ornamenten belegt, die Wunden oder auslaufendes Blut symbolisieren können (Abb. 18)<sup>34</sup>.

Erwachsene Frauen sind bei der Geburt ihrer Kinder fähig, ein Geburtstrauma "im eigenen Körper" erneut zu durchleben (wenn auch mit vertauschten Rollen), und es damit graduell abzuschwächen. Das können Männer nicht — aber diese ebenfalls prä- und perinatal traumatisierten Individuen scheinen in der Jagd eine Form der Ersatzbeschwichtigung ihrer Ur-Ängste gefunden zu haben. Das ist der Grund, warum Krieg und Jagd vornehmlich von Männern betrieben werden.

Die Blutbäder, die wir als größtes Raubtier der Welt seit der Steinzeit immer wieder anrichten, sollen nicht vorrangig unseren leiblichen Hunger stillen, denn wir könnten uns leichter pflanzlich ernähren, sondern den angespannten Seelenhaushalt befriedigen, der sich aus einem fötalen Blutbedarf ergibt.

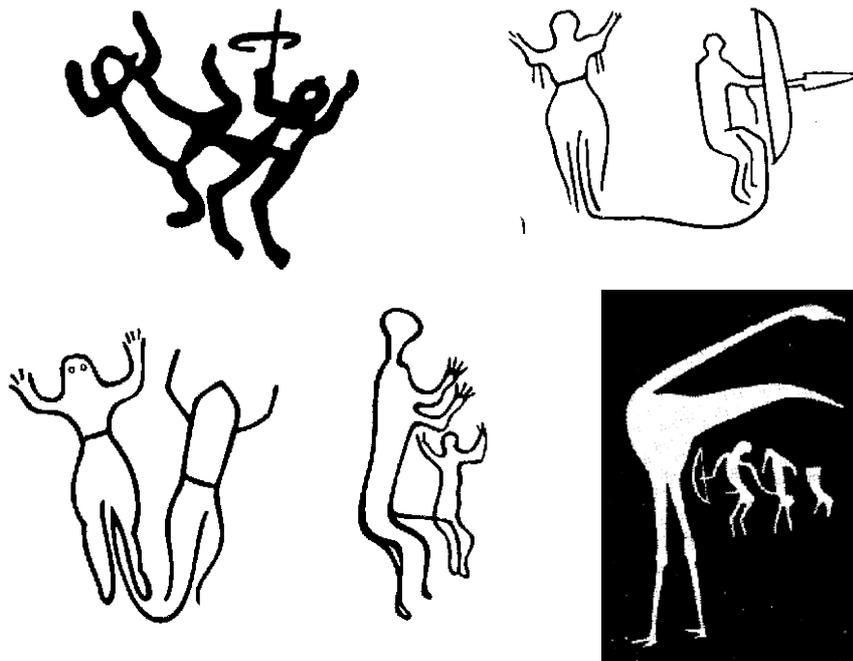


Abbildung 13

<sup>33</sup> Frobenius (a.a.O.), S. 49.

<sup>34</sup> Henri J. Hugot, Maximilien Bruggmann, *Zehntausend Jahre Sahara*. München 1976, Abb. 57.

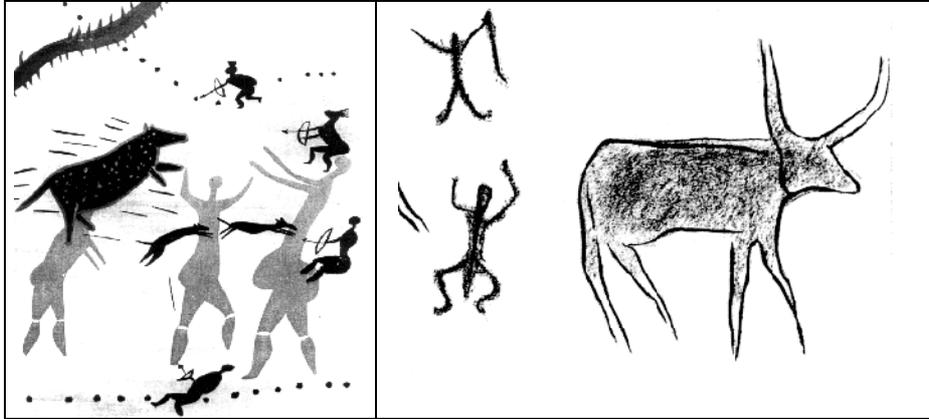


Abbildung 14

Abbildung 15



Abbildung 16

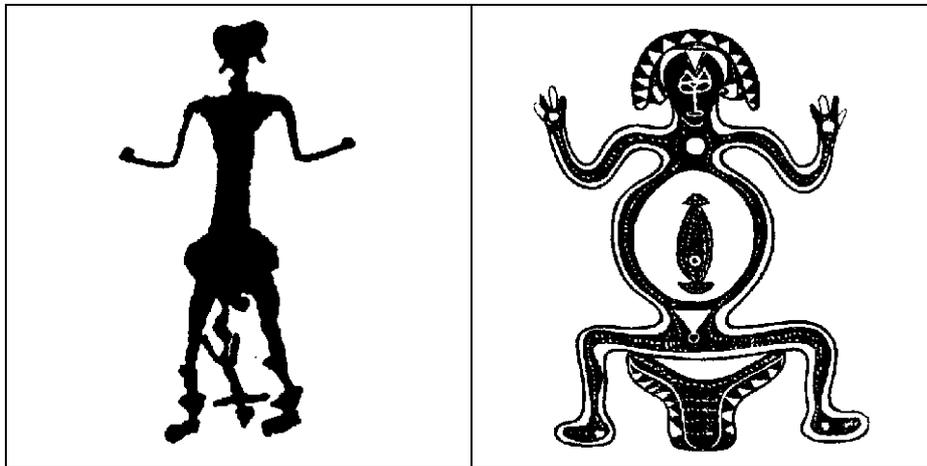


Abbildung 17



Abbildung 18